

# Ein Wettrennen namens Bildung

Warum auch eine Gesamtschule nicht allen Kindern die gleiche Chance auf Bildung ermöglicht



Mag. Dr.

Monika Neuhofer

AHS-Lehrerin und Bloggerin

Immer wieder heißt es, in Österreich werde Bildung stärker als in anderen Ländern vererbt. Kinder aus bildungsfernen Schichten hätten nur wenig Chancen, einen höheren Bildungsgrad als ihre Eltern zu erlangen. Das österreichische Schulsystem verlange zu frühe Entscheidungen zwischen der Pflichtschule und einer höheren Schule. Eine gemeinsame Schule der 10- bis 14-Jährigen müsse deshalb her. Ich selbst, promovierte Romanistin und Germanistin, bin in Österreich aufgewachsen und komme aus einer Familie, in der vor mir niemand eine höhere Schule besucht hat. Dass ich viele Jahre lang zur Schule gehen und danach eben-

falls viele Jahre die Universität besuchen durfte, Bildungsabschlüsse bis hin zum Doktorat erwerben konnte, verdanke ich zahlreichen Menschen, dem Zufall und dem Glück, das mir widerfuhr, dem Fleiß und der Neugier, die ich selbst aufbrachte, und dem österreichischen Schulsystem mit seinen Förderungen und seiner Durchlässigkeit. Wie aber ist es möglich, dass mein eigener Weg den aktuellen Studien so deutlich widerspricht? Was ist in meinem Fall – und es gibt natürlich zahlreiche ähnlich gelagerte Fälle – anders gelaufen?

Vielleicht sollte man weniger das Schulsystem als die gesamtgesellschaftliche Entwicklung der letzten dreißig Jahre betrachten, um Antworten auf diese Fragen zu erhalten. Denn dass es ein Schulsystem geben könnte, das tatsächlich allen Kindern die gleiche Chance auf Bildung ermöglicht, ist nichts anderes als ein Mythos. Viel wahrscheinlicher und an Ländern wie Großbritannien oder Frankreich nachvoll-

ziehbar ist, dass auch ein Gesamtschulsystem gesellschaftliche Machtverhältnisse spiegelt und Ungleichheiten reproduziert. Zudem kommt, dass auch die aktuelle Forderung nach einer Gesamtschule im Kontext des herrschenden Bildungsdiskurses zu betrachten ist und dieser Diskurs Bildung weitgehend auf ihre ökonomische Verwertbarkeit reduziert. Meine These ist, dass es deshalb künftig sogar zu einer Verschärfung der Situation kommen wird, dass gesellschaftliche Ungleichheiten nicht nur reproduziert, sondern erzeugt und Bildungsbiographien wie die meine noch seltener als früher vorkommen werden. Gesamtschule oder differenziertes Schulwesen hin oder her.

Weder mein Vater noch meine Mutter und selbstredend keiner meiner Vorfahren ist mehr als acht Jahre zur Schule gegangen. Selbst die Hauptschule blieb meinen Eltern verwehrt, nach acht Jahren Volksschule war Schluss mit der Schule.



Die Gründe dafür sind in den zeitlichen und persönlichen Umständen zu suchen: Meine Mutter musste mit fünf Jahren ihre donauschwäbische Heimat verlassen und wurde, nachdem die Familie in Salzburg gestrandet und der Krieg vorbei war, von Schule zu Schule weitergereicht, je nachdem wo sich das Barackenlager befand, in dem die Großmutter mit ihren insgesamt sechs Kindern gerade hauste. Sobald wie möglich musste sie arbeiten gehen und bis heute empfindet es meine Mutter als Privileg, dass sie, im Gegensatz zu ihren älteren Schwestern, einen Beruf erlernen durfte. Mein Vater ist als jüngstes Kind eines Flachgauer Bauern ebenfalls über die Volksschule nicht hinausgekommen. Bereits in jungen Jahren musste er sich als Knecht bei verschiedenen Bauern verdingen, erst später konnte er ein paar zusätzliche landwirtschaftliche Kurse besuchen und sich weiterbilden.

Als ich zehn Jahre alt war, das war im Jahr 1982, besuchte ich wie selbstverständlich die Hauptschule im Ort. Zwar gab es vereinzelt Stimmen, die meinten, ich sollte besser in ein städtisches Gymnasium gehen, ernsthaft wurde die Option von meiner Familie jedoch nie in Erwägung gezogen. Ich blieb in der Hauptschule und fühlte mich dort ausgesprochen wohl. Ich wurde für meine Begriffe ausreichend gefördert und gefordert. Nie hatte ich in meinem Leben das Gefühl, mit dem Be-

such der Hauptschule auf einem Abstellgleis gelandet zu sein.

Am Ende der Pflichtschulzeit wäre konsequenterweise eine Lehre für mich angedacht gewesen. Dank der Intervention meiner Lehrerinnen und dank meiner Schulnoten konnten meine Eltern davon überzeugt werden, dass ich doch eine höhere Schule besuchen durfte. Für mich war das ein Segen, denn alles, was ich wollte, war lernen. Arbeiten zu gehen und einen Beruf zu erlernen wäre für mich nicht in Frage gekommen, wiewohl die meisten jungen Menschen in meiner Umgebung davon überzeugt waren, dass es um ein Vielfaches attraktiver sei, bereits mit fünfzehn Jahren eigenes Geld zu verdienen. Aber selbst angesichts der prekären finanziellen Lage in meiner Familie hatte mich diese Aussicht nie gereizt. In ökonomischer Hinsicht kann ich es im Übrigen bis heute kaum mit jenen aufnehmen, die sich damals für eine Lehre entschieden haben.

Nach der Hauptschule besuchte ich die Handelsakademie. Für meine Eltern bot diese Schule genügend konkrete Berufsausbildung, damit ich nach der Matura etwas in der Hand haben würde und nicht auch noch studieren müsste. Dass weder für den Schulbesuch noch für die Schulbücher Geld zu entrichten war, dass es die Schulfreifahrt gab, dass man Un-

terstützung für Schulveranstaltungen beantragen konnte, ermöglichte das Unterfangen auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Dass ich in den Sommerferien arbeiten ging, versteht sich von selbst.

Für mich war die Handelsakademie ein akzeptabler Kompromiss. Zwar begeisterte mich weder Rechnungswesen noch Stenografie, und die vor allem in den höheren Klassen immer stärker ausgeprägte berufliche Ausrichtung sämtlicher Schulfächer betrubte mich zusehends, dennoch: Ich durfte in die Schule gehen, durfte lernen, durfte schließlich sogar maturieren.

Nach der Matura war für mich klar, dass ich nun auf die Universität wollte. Studien- und Familienbeihilfe, der freie und kostenlose Hochschulzugang und natürlich auch mein im Laufe der Schulzeit erworbenes Selbstbewusstsein erlaubten es mir, dieses Ansinnen meinen Eltern gegenüber durchzusetzen. Sie hätten sich zweifellos gewünscht, dass ich endlich arbeiten gehen und finanziell unabhängig sein würde, schlussendlich akzeptierten und unterstützten sie aber mein Begehren. Deutsch und Französisch sollte es sein – Lehramt –, damit die Aussicht auf einen späteren Beruf nicht gänzlich verloren ging.

Endlich durfte ich nun das lernen, was ich mir selbst ausgesucht hatte. Natürlich

# HINGEHÖRT & DRAUFG(E)SCHAUT ... UND NACHGEDACHT

SCHULE.ALLTAG.WISSENSARBEIT

[STARTSEITE](#)

[INHALT](#)

[WIR ÜBER UNS](#)

[UND WARUM JETZT EIGENTLICH DIESER BLOG?](#)

## UND WARUM JETZT EIGENTLICH DIESER BLOG?

Mit unserem Blog bemühen wir uns um einen dreifachen Ansatz:

*Hingehört:* auf SchülerInnen, auf KollegInnen und Eltern, auf die Meinung über LehrerInnen und Schule in der Gesellschaft und in den Medien

*Draufgeschaut:* auf den Schulalltag, aufs Bildungssystem, auf Weiterbildung, auf Kuriositäten und Absonderlichkeiten, die uns täglich begegnen, aber auch auf Theater und Literatur und all das, was uns sonst noch interessiert

### - AKTUELLE BEITRÄGE -

[Bücher als Zumutung](#)

[„Ein Wettrennen namens Bildung“](#)

[Salzburg, der Sommer und ich: eine resonante Form der Beziehung](#)

► **Ein Wettrennen namens Bildung.** Warum auch eine Gesamtschule nicht allen Kindern die gleiche Chance auf Bildung ermöglicht

hatte ich nach der Handelsakademie inhaltliche Defizite, die es aufzuholen galt. Trotzdem, die allgemeine Hochschulreife, die ich erworben hatte, gestattete mir auch ein geisteswissenschaftliches Studium. Berufsorientierung und Studienabschluss traten vollkommen in den Hintergrund, ich hatte Blut geleckt, wollte lernen und studieren, und zwar ausgiebig. Das für meinen Lebensunterhalt nötige Geld trieb ich auf: Wie gesagt, zunächst gab es Studienbeihilfe, später gab es Stipendien, ich konnte in den Ferien und auch neben dem Studium arbeiten. Meinen Eltern lag ich jedenfalls nicht auf der Tasche.

Wenn ich heute über meinen Bildungsweg nachdenke, sehe ich zwei kritische Situationen, in denen alles auf dem Spiel stand: Die erste Situation war am Ende der Hauptschule, als die Entscheidung Lehre oder Schule anstand. Damals betete ich zu Gott, um weiterhin in die Schule gehen zu dürfen. Aber ohne die Autorität meiner Lehrerinnen, die meine Eltern von der Sinnhaftigkeit des Schulbesuchs überzeugten, hätten die Gebete wohl nichts genützt. Die zweite kritische Situation war nach der Matura, kurz vor Beginn des Studiums. Ich war nach ein paar Monaten, die ich als Au-pair-Mädchen in den USA verbracht hatte, zurückgekehrt und musste die verbleibende Zeit bis zum Studienbeginn mit Arbeit überbrücken. Dank meiner kaufmännischen Ausbildung war es nicht schwer, eine Stelle als Sekretärin zu finden. Ich wusste, dass die Arbeit nur für ein paar Monate sein sollte, trotzdem hatte ich damals richtiggehend Angst davor, dass mein

Traum, die Universität zu besuchen, wie eine Seifenblase zerplatzen würde, wenn ich auch nur anfangen würde, als Sekretärin zu arbeiten. Eine Stelle beim Österreichischen Akademischen Austauschdienst rettete mich aus meiner Not. Zwar hatte ich auch dort Sekretariatsaufgaben zu erledigen, aber das Büro befand sich im Institutsgebäude der Germanistik. So hatte ich gewissermaßen bereits einen Fuß in der Uni. Wenn es diese Stelle nicht gegeben hätte, ich weiß nicht, ob mir die Universität nicht doch verwehrt geblieben wäre.

Als ich im Jahr 2004 promovierte, war dies nicht nur für mich, sondern auch für meine Eltern sowie die gesamte Verwandtschaft ein Ereignis. Eine Frau Doktor in der Familie schien im Nachhinein doch die Zeit und Mühe zu rechtfertigen. Für meinen Vater bleibt es bis heute unverständlich, dass ich meinen Dokortitel nicht bei jeder Gelegenheit herausstreiche. Für mich selbst war weder die Aussicht auf Karriere oder etwaigen finanziellen Wohlstand noch der Erwerb eines akademischen Grades je Motivation fürs Lernen.

Heute unterrichte ich an einem Gymnasium und bisweilen auch an der Uni. Meine eigene Bildungsbiographie kann man wohl als geglückt bezeichnen, wenngleich es zweifellos viel zu optimieren gegeben hätte, der erfolgreiche Ausgang nicht vorgezeichnet war und die „Karriere“ durchaus bescheiden ausfällt. Aber ich durfte zur Schule gehen, gratis und weit über die Mindeststudienzeit hinaus an einer ganz normalen Universität studieren und hat-

te nebenbei gesagt nie den Eindruck, mit mangelnder Exzellenz abgespeist zu werden. Sicherlich gab es zahlenmäßig mehr Mitstudierende, die einen bildungsbürgerlichen Familienhintergrund aufwiesen. Dennoch, ich war keine Ausnahme. Es gab zahlreiche andere Studenten, die ebenfalls aus kleinen Verhältnissen kamen. Nicht wenige von ihnen hatten die Hauptschule besucht, bevor sie in eine weiterführende Schule gewechselt waren. Das österreichische Schulsystem erlaubte diesen bildungsmäßigen Aufstieg und erlaubt ihn bis heute, vorausgesetzt man ist bereit, sich auf das Abenteuer Bildung einzulassen.

Was aber hat sich verändert, dass solche Wege dem etablierten Schulsystem nicht mehr zugetraut werden und ihm stattdessen die Schuld an der mangelnden Bildung vieler Kinder aus so genannten bildungsfernen Schichten angelastet wird? Meines Erachtens ist es jedoch nicht die Schuld des Schulsystems. Vielmehr sind es die zunehmende Ökonomisierung der Bildung und der daraus resultierende Diskurs, die dafür verantwortlich sind. Eine gewisse Selbstverantwortung der Menschen wird man indes auch nicht bestreiten wollen.

Zum einen ist dieser Diskurs vom ständigen Gerede um Leistung, Elite und Exzellenz, von der Forderung nach der besten Schule oder Uni, von der immer stärkeren Konkurrenz zwischen den Bildungseinrichtungen gekennzeichnet. Diese Wettbewerbssituation produziert Gewinner – aber natürlich auch Verlierer, sowohl auf der Ebene der Einrichtungen als auch auf der Ebene der Teilnehmer. Die permanente Betonung der Wichtigkeit von Bildung erzeugt Druck und Angst, und zwar vom Kindergarten an. Es ist ein ständiges Wettrennen um die beste Bildung, das gegenwärtig im Gange ist. In den Familien entsteht auf diese Weise immer größere Angst vor dem Abstellgleis, gleichzeitig steigt der Erfolgsdruck massiv. Diejenigen aber, die diesem Druck nicht standhalten, die Verlierer, entwickeln eine Art Abwehrhaltung und verweigern jedwede Bildungsanstrengung, mit dem Ergebnis, dass selbst Grundfertigkeiten wie Lesen und Rechnen zur scheinbar unüberwindlichen Hürde werden. Für diese Malaise gibt es sicher noch weitere Gründe, feststeht allerdings der weit verbreitete Eindruck, der Besuch einer Hauptschule bzw. Neuen Mittelschule komme einem



Versagen gleich – ganz egal, welche Interessen, Stärken, aber auch Schwächen ein Kind mitbringt.

Zum anderen herrscht gegenwärtig eine geradezu obsessive Fixierung auf die Zukunft. Die Schule müsse fit für die Zukunft machen, die gymnasiale Oberstufe müsse gezielt auf die Uni vorbereiten, die Uni müsse für employability sorgen. Bildung stellt keinen Wert an sich mehr dar, sondern wird rein funktionalistisch im Hinblick auf das spätere Leben betrachtet und verwertet. Man geht zur Schule und erwirbt Kompetenzen, um danach zu studieren, man absolviert ein Studium, um danach einen möglichst lukrativen Job zu ergattern. Nicht, dass es das früher nicht auch schon gegeben hätte. Mittlerweile aber erscheint die Funktionalisierung allumfassend und lässt kaum mehr Raum für Zweckfreiheit und das Hier und Jetzt. Die Matura scheint alternativlos zu sein – aber nicht, weil es tatsächlich um die sich anzueignenden Bildungsinhalte ginge, sondern weil sie die Eintrittskarte für die Hochschule darstellt und als politisches Ziel im Hinblick

auf den ökonomischen Fortschritt der Gesellschaft definiert wurde.

Angesichts dieser Obsession erscheint es einerseits geradezu paradox, dass es immer mehr Angebote gibt, die Hochschulberechtigung auf anderen Wegen zu erreichen. Berufsmatura, Lehre mit Matura, Studienberechtigungsprüfung stellen allesamt Alternativen zur „normalen“ Matura dar. Andererseits sind diese Alternativen natürlich selbst bloß Symptome der Funktionalisierung von Bildung im Hinblick auf den ökonomischen Erfolg. An allen Fronten wird so getan, als gäbe es kein Entkommen aus dem kollektiven Wettrennen um Bildung. Und vielleicht gibt es das ja tatsächlich nicht. Denn, wie gesagt, es geht nicht um Bildung an sich. Es geht um Leistung, es geht um die Karriere, es geht um die Zukunft. „Bildung“ soll dafür bloß das Sprungbrett darstellen.

Aber auch in einem Gesamtschulsystem wird es gesellschaftliche Schichten geben, die sich in diesem Wettkampf leichter tun, die dieses „Spiel“ besser beherrschen als andere. Diese werden die effizienteren

Wege einschlagen und die strategisch richtigeren Entscheidungen treffen. Für die Abgehängten aber wird man dann schon ein paar Pseudodiplome erfinden, damit die Statistik trotzdem passt. Denn natürlich muss in einer Wettbewerbsgesellschaft auch ein neues Schulsystem ein Erfolg werden.

Ein wirklich förderliches Bildungssystem müsste Freiräume eröffnen und Fehlentscheidungen zulassen, finanzielle Unterstützungen bereithalten und den jungen Menschen Zeit lassen. Ihnen aber auch klar machen, dass Bildung anstrengend ist, nicht notwendigerweise zu finanziellem Erfolg führen muss und es echte Alternativen zu Schule und Studium gibt. Davon würden Kinder aus bildungsfernen Schichten möglicherweise profitieren. Die gleiche Chance auf Bildung für alle würde es aber natürlich auch nicht bedeuten.

**Informationen zur Autorin:**

**Monika Neuhofer**, Mag. Dr. phil., unterrichtet Deutsch und Französisch am WRG Salzburg, Lehrbeauftragte an der Universität Salzburg.

**ÖBV**  
Meine Versicherung

**Bausteine für meine Sicherheit in Beruf & Freizeit**

**Weltweiter Schutz rund um die Uhr**

**ÖBV Unfallschutz**

- > Flexible Lösungen für jede Lebensphase
- > Leistungen als Bausteine frei wählbar
- > Bis zu 600 % Leistung bei dauernder Invalidität
- > Fragen Sie uns: Tel. 059 808 | [www.oebv.com](http://www.oebv.com)